

Teil I, 11. Kapitel: Der Fuchs und die Trauben

Am Morgen interessierte die Menschen das Wetter nicht. Um halb sechs hielten die Waggons mit langgezogenem Quietschen, schubsten sich Männer und Frauen die Wege entlang, ohne die Spatzen und Amseln zu bemerken, die in den Büschen am Spielplatz tschilpten, ohne Blick für die nicht nur am 23. Februar und 1. Mai mit Blumen belegten Grabsteine um den Obelisken mit dem roten Stern herum. Autofahrer lenkten die Wagen auf die Straßenmitte, klingelnden Radfahrern ausweichend, die nebeneinander über das Kopfsteinpflaster flitzten.

Straßenlampen oder aufgehende Sonne verbreiteten gelbes Licht. Der große optische Betrieb schluckte sie alle, Fußgänger und Radfahrer, saugte sie durch Neonlicht-grelle Flure in die Umkleideräume, wo sie Alltagsachen gegen Arbeitskittel tauschten und ihre Brotbüchsen verstauten. Eine Stunde später rollte eine zweite Welle durch die Stadt. Mütter mahnten die Schulkinder, das Pausenbrot zu essen, die Hausaufgaben einzutragen und das Essengeld zu bezahlen, leise, mit müden Stimmen, und beugten sich über Sportwagen, strichen mit dem Zeigefinger Kinderhaare glatt und versprachen, am Abend Zeit zu haben. Ein Bus hielt, spuckte Schulkinder mit Mappen aus, vor deren Bauch Stullenbüchsen baumelten, größere Schüler mit Umhängetaschen, Frauen mit Kinderwagen; Männer halfen, sie auf den Gehsteig zu heben. Der Bus blinkte mehrmals, bevor er anfuhr; die Straße gehörte vor Arbeitsbeginn den Radfahrern. Um sieben waren die Wege leer.

Fünf Minuten vor zehn guckte Paul durch die einen Spalt breit geöffnete Tür ins Schreibbüro und wartete auf das Nicken der Sekretärin, schloss die Tür, ging zum Fenster und öffnete es weit. An den Bürgerhäusern in der schmalen Straße blätterte der Putz ab, in den schief hängenden Dachrinnen vermoderte das Laub mehrerer Jahre. Den Fenstern fehlte Kitt und den Rahmen frische Farbe. Nur zwei schimmerten lindgrün, kontrastierend zum abgeschlagenen Putz drumherum und dem an diesen Stellen sichtbaren dunkelroten Backstein. Hinter den Fensterscheiben standen Kerzenständer aus geblasenem Glas, orange und blau, die in den seltenen Momenten, wenn die Sonne darauf fiel, glitzerten. Es gab keine Bäume, nur hohe Häusermauern, Laternen und Kopfsteinpflaster. Paul trat vom Fenster zurück. Eli hatte von weinroten Türrahmen erzählt, davon, dass sie die gesamte Wohnung gemalert hatte. Bunt. Die Küche orange, das Schlafzimmer in Hellviolett. Keine Gräsertapeten mehr im Wohnzimmer, keine geometrischen

Formen in Gelb und Beige in der Küche. Alles einfarbig. Farbig! Paul lehnte sich wieder hinaus, schaute auf die lindgrünen Fensterrahmen und vermochte es sich dennoch nicht vorzustellen. Er ging zum Schreibtisch, nahm die Schachtel „Cabinet“ heraus und die Streichhölzer aus Riesa. Er setzte sich, legte die Füße auf den Tisch, schaute hoch zum geöffneten Fenster und zündete eine Zigarette an. Es war verboten, im Büro zu rauchen. Es war vieles verboten. Paul zog an der Zigarette, schaute dem Rauch nach und wedelte nur ab und zu mit der Hand durch die Luft, wenn sich ein Kringel formte. Tagträume. Traumleben.

Wortspielereien waren Elis Metier. Manchmal rief sie im Büro an. In der großen Hofpause. Aus einer Telefonzelle, wenn sie eine Freistunde hatte. Dann war sie noch schlechter zu verstehen als aus der Schule. Wo Paul jedes Türenklappen und die Schreie der Kinder auf dem Flur mithören konnte.

„Vielleicht bekommen wir zu Hause auch bald einen Anschluss“, sagte er.

„Aber da könnte ich dich nicht allein sprechen.“

„Dafür könntest du mit Markus schwatzen, er fragt manchmal nach dir.“

Eli schwieg. Wie gern hätte sie selbst Kinder gehabt. Vier, das hatten sie früher gespielt. Wie lange war das her?

Paul blies den Rauch aus und hielt die Finger der freien Hand hoch. Eli hatte ihm das Zählen beigebracht, wie nebenbei, wenn sie ihn morgens zum Kindergarten brachte. Erst die Straßen, die sie überquerten, später die Fenster in den Häusern. Paul ballte die Faust, öffnete sie wieder und ließ die Hand auf die Tischplatte sinken, als er sich erinnerte, seinen Vornamen auf einem Straßenschild entdeckt zu haben, später, und daran, dass sie trotz wiederholtem Suchen keinen Straßennamen mit Edith fanden. Auch keinen mit ihrem Spitznamen Eli. Damals hatte er seiner Schwester versprochen, eine Straße für sie zu bauen, wenn er erst groß wäre. Er zündete die zweite Zigarette an. Ein einziges Mal hatte Eli ihn mitgenommen zur Christenlehre. Zu einem Mann im langen schwarzen Mantel, der Bibelgeschichten vorlas. Später brachte Eli kleine Geschenke mit nach Hause. Mutti freute sich riesig über den ausgeschnittenen Strauß. Niemand hat da einen Gott bemerkt. Aber Vaters Sprüche kannten sie beide: „Opium für das Volk“. Die Pfarrer würden nur ausnützen, dass es im Konsum nicht so bunte Blätter zum Basteln gebe. Eines Tages dann, Paul war von einer Klassenfahrt zurückgekommen, sie hatten auf einer Burg gewohnt, er wollte erzählen, aber niemand hörte ihm zu. Eli lag auf dem Bett und tat so, als würde sie schlafen, aber Paul hörte ihr Schluchzen. Am nächsten Nachmittag fuhr Eli mit ihm an den See,

dorthin, wo sie das hellgrüne Gras im Frühjahr „Babygras“ nannten, wo sie ohne Kissen saßen und Narben und Schrammen zählten. Simones Eltern hatten sie bei der Direktorin angeschwärzt. Simone war nicht so gut im Lernen. Die Eltern wollten, dass sie dennoch zur Erweiterten Oberschule gehen kann.

„Ich hab versucht, zu erklären, wie schön das Basteln ist. Wie in einer großen Familie. Da hat sie mich angeschrien, weil diese große Familie die FDJ sein sollte – und behauptet, dass ich zwei Zungen habe. Und dass es besser wäre, mich nicht zur EOS zu schicken.“

Vater und seine Prinzipien. Muttis Weinen. Paul war froh, fortgewesen zu sein.

„Das ist dann so wie mit dem Fuchs“, begann Paul leise, „der immer um die hohen Trauben herumschleicht. Er ist zu klein, er kommt nicht ran. Und dann sagt er eben, dass er die gar nicht haben will, weil sie sicher sauer sind. Ich find das toll von dem Fuchs.“

Eli sagte: „Ich könnte das nicht. Ich will lernen.“

Vater hat sich natürlich durchgesetzt. Eli ist noch fleißiger geworden. Das beste Abizeugnis des Jahrgangs. Und dann Lehrerstudium. Da hatte die Kirche schon erklärt, dass sie dem Staat freundschaftlich verbunden wäre.

Birgit war nie zur Christenlehre gegangen. Der Opa wollte das nicht. „Ein Gott, der solch einen Krieg zulässt, kann mir gestohlen bleiben.“ Selbst Tante Gertrud würde nicht anfangen von der Kirche, wenn ihr Vater im Raum war.

Paul stand auf, ließ Wasser auf die Kippen tröpfeln und den Ascher im Waschbecken stehen. Der Kirchturm war vom Büro aus nicht zu sehen. Wenn der Wind von Westen kam, konnte Paul die Glocken hören. Er schloss das Fenster, warf die Kippen in den Müll, wusch den Aschenbecher und seine Hände. Danach ging er zur Tür, öffnete sie einen Spalt und nickte der Sekretärin zu.

Nacheinander platzierte er einen orangefarbenen Block mit Millimeteerteilung, zwei Bleistifte, Lineale, ein gleichschenkliges Dreieck und den Zirkel auf dem Schreibtisch. Vom Schränkchen zog er den klobigen Anspitzer unter den Ranken einer Grünlilie hervor. „Metalle und Emaille“ stand darauf. Paul klemmte den ersten Bleistift ein und begann, die Kurbel zu bewegen. Wann immer er so drehte, dachte er an die Kaffeemühle seiner Großmutter. Daran, wie sie den schweren Kasten an ihre Brust presste, beim Drehen der Kurbel ächzte und aus den dunklen Bohnen feinen Staub zauberte. Er löste den Stift, nahm den zweiten, verankerte ihn. Zweimal nur drehte er und horchte dem Klang nach. Paul starrte auf die Zahlen. „Dreizehnhundert, zweitausend, hier nur neunhundertsiebzig.“ Er nahm

das große Lineal, legte das gleichschenklige Dreieck im rechten Winkel an. Prüfte, zog Linien. Markierte feine, kaum erkennbare Punkte mit der harten Mine. Sein Blick zog eine Linie zwischen den neuen Punkten. Er fluchte, kramte nach einem Radiergummi. Griff eine Schere und schnitt ein schmales Stück ab, warf die graue Scheibe in den Karton, der als Abfallbehälter diente. Er wandte sich wieder dem Millimeterpapier zu, zählte und löschte den fünften und siebenten Punkt aus. Mit dem Zirkel maß er die Abstände, übertrug sie in das Tabellenblatt neben dem orangefarbenen Papier, verband die feinen Punkte. Dann pustete er Radiergummi-Krümel fort, nahm den anderen Stift, zog die Linien dick nach. Zum Schluss setzte er darüber in Druckbuchstaben die Überschrift:
Monatsabrechnung 10/88.

Mit Zahlen konnte Paul umgehen. Wenn er rechnete, zeichnete, Statistiken erstellte, war er konzentriert und ruhig. Dann dachte er nicht an Eli oder Birgit, nicht daran, was sie erreicht hatten, erreichen wollten, und vor allem nicht daran, was von ihm erwartet wurde.

...

Teil II, Kapitel 7: Havelsee

...

Birgit räumte die Projektunterlagen beiseite. Was Paul sich dabei nur dachte. „Am See war alles gut“, hatte er gesagt. „Du und dein modriger Havelsee“, hätte sie ihm am liebsten geantwortet, und hatte sich auf die Zunge gebissen. Weshalb konnte er seine Energie und diesen unbekanntem Ehrgeiz nicht in Dinge investieren, die sich lohnten? Er kümmerte sich um zusätzliche Zahlungen, ja. Die Gehälter waren viel zu niedrig im Osten und vor allem für ihren Hunger. Wie sollte sie denn etwas nachholen können mit so wenig Geld? Reisen waren teuer, und dabei wünschte sie sich nichts sehnlicher. Fremde Länder, Sonne, Meer – das war es, was Paul ihr bieten sollte, und nicht so einen Minisee mit vorgetäuschem Ostseestrand. Ja, sie hatten ein gutes Leben, ein Haus an der Havel – viel zu lange hatte sie davon geträumt. Aber es ging immer noch alles viel zu langsam. Nicht nur, wenn sie nach Bonn fuhr zu den Weiterbildungen, die Schulze – und vor allem sein Partner aus Westberlin – einforderten, empfand sie ihr bisheriges Leben wie eine Strafe, die sie nicht verdient hatte. Die Erzählungen der Gäste bei

ihnen zu Hause von den Urlauben im Süden hatten sie interessiert, nicht gedemütigt. Aber im Westen fehlte der Heimvorteil; sie sah die richtig teuren Anzüge, hörte vom „Jetlag“ und konnte sich nicht einmal in ihren kühnsten Träumen vorstellen, wie teuer ein solches Leben war. Aber genau dieses Leben wünschte sie sich auch. Ach Paul, warum verstehst du das nicht? Ich könnte die nächsten Monate damit zubringen, von einem Land ins nächste zu fahren, zu fliegen – oh ja, das Fliegen – und mich ausführen zu lassen. Ich habe keine Lust, ewig zu warten.

...

Teil II, Kapitel 10: Abschied

...

Paul stieg ins Auto, drehte den Schlüssel und startete. Seine Hände und Füße lenkten wie von selbst zum See. Das Dach der ehemaligen Gaststätte hing noch weiter durch, in den Fensterluken fehlte das Glas. Eine Gruppe Jugendlicher saß auf den vermoosten Tischtennisplatten aus Beton. Sie sahen nicht auf, als Paul den Wagen abschloss und den Seitenweg am Ufer betrat. Die Stelle war noch weiter zugewuchert. Er setzte sich auf den Baumstumpf, der vorwitzig in den See ragte, tauchte die nackten Füße ins Wasser, spürte den Schlamm zwischen den Zehen und paddelte darin umher. Schilfblätter summten. Ein dunkelgrüner Teppich aus Seerosen hob und senkte sich mit den Wellen. Eine Ente schlug die Flügel aufs Wasser. Sonnenstrahlen flackerten zwischen den Blättern der hohen Buche. Paul hörte Kinderlachen und die Klingel des Eisverkäufers, sah eine schneckenförmige Wasserrutsche in der Mitte des Sees und eine silbrig glänzende Piste, über die Halbwüchsige auf Wasserskiern ein Stück in den Himmel flogen. Von wegen totes Papier. Wie konnte die Vorsitzende der Stadtverordnetenversammlung das sagen. Er konnte sich alles vorstellen. Die renovierte Gaststätte mit Urlaubern aus Berlin. Den Sprungturm, der selbst die Kiefern am Ufer überragen würde. Das Wikingerschiff auf dem Spielplatz. Das mit Bojen und Seilen markierte Areal für Schwimmwettkämpfe. Die Sommerfeste würden hier stattfinden. Wie früher. Als die Bimmelbahn mit dem selbstgebackenen Hefekuchen am Havelsee warb. Er begann, mit den Zehen den Schlamm aufzuwühlen. Sogar das Ausbaggern wollte Dieters Firma übernehmen.

Der Havelsee würde auch dann nicht so klar werden wie die Seen seiner Heimat. Ein brauner Grashüpfer sprang auf Pauls Knie. Er blickte auf. Spätestens in einer Stunde würde das Sonnenflackern ihn nicht mehr treffen. Seine Träume wurden zu Zahlen. Er vermaß Länge und Breite des Sees. Konstruierte den Turm. Dann die Rutsche. Die Sprungschanze. Markierte mit leichtem Nicken die Bojen und prüfte zum x-ten Mal die Berechnungen. Er hatte alle Fakten im Kopf. „Soll das ein Denkmal werden?“, hatte die Vorsitzende der Stadtverordnetenversammlung gefragt. Ihre schrille Stimme hallte noch immer in seinen Ohren. Natürlich sollte es ein Denkmal werden. Aber was ging das diese Frau an? Paul zog die Füße aus dem Wasser. Rieb die klebengebliebene Borke ab, streckte sich. Unschlüssig stand er hinter dem Stumpf. Das Summen der Schilfblätter setzte aus, verfiel sich in den Baumkronen. Vom Spielplatz scholl Musik über das Wasser. Paul schlenderte den Weg zurück. Vor dem heruntergetretenen Maschendrahtzaun sah er einen Zigarettenautomaten, suchte Kleingeld und zog eine Schachtel „Cabinet“. Streichhölzer waren im Auto. Er legte die neue neben die alten Schachteln. Streichelte die vergilbte Pappe und stopfte sie unter die dunkelgrüne Mappe. Dann riss er die neue Schachtel auf, ließ sich auf den Rücksitz fallen. Das Streichholz flammte auf. „Verdammt!“ Es brannte. Die Jugendlichen hatten sich von den Tischtennisplatten hinter die alten Gerätehäuser zurückzogen. Paul warf die Kippe in den Sand und sah auf die dünne Rauchfahne, bis sie zusammenfiel. Birgit hatte sich eingerichtet. In Schulzes Betrieb, den sie jetzt Firma nannte. Vorbei waren die Nachmittage voller Unzufriedenheit. Noch im Winter, als sie nicht mehr ständig im Golf unterwegs war und wieder begonnen hatte, mit Tee und Keksen auf Paul zu warten, dachte er, dass alles gut werden würde. Die Nachrichten tröpfelten auf ihn nieder, ohne dass er unterschied, ob es Klatsch aus der Nachbarschaft war, Neuigkeiten von Bärbel oder politische Ereignisse aus aller Welt. Am Wochenende, wenn er ausgeruhter war und sich zwang, konzentriert zuzuhören, spürte er die Unzufriedenheit in Birgit, die wenig oder gar nichts mit dem Klatsch und Tratsch zu tun hatte.

„Es ist schon wieder alles so fertig“, sagte sie und dunkel stieg in Paul die Erinnerung an diesen Satz auf.

„Wie: fertig?“

„Alles so vorherbestimmt. Ich kann wählen, ob ich weiter halbtags arbeiten gehe für wenig Geld oder ob ich voll einsteige. Aber es dauert viel zu lange, ehe ich

überhaupt eine verantwortungsvolle Stelle erhalte. Ich könnte es, der Chef hat mich gefragt.“

„Warum machst du nicht etwas ganz anderes?“

„Was denn? So üppig gesät sind die Arbeitsplätze nun auch wieder nicht.“

„Du könntest noch mal studieren.“

„Paul! Ich bitte dich! Ich und noch einmal studieren.“

„Na klar, in Berlin, der Zug geht jede Stunde und das Auto hast du doch auch. Grafik zum Beispiel oder sogar Architektur, wäre das nicht wunderbar?“

„Ich weiß nicht. Da käme ich mir doch alt vor.“

Sie lächelte, als er ihr sagte, wie jung sie aussehe, sie schien ernsthaft darüber nachzudenken. Er hätte es dabei bewenden lassen sollen. Stattdessen redete er sich um Kopf und Kragen: „Erkundige dich doch erst einmal. Markus ist groß, du musst deswegen aber nicht mehr Wochenstunden arbeiten, wenn du es nicht willst. Wir können es uns doch leisten. Ich bringe ja genug Geld nach Hause.“

Den letzten Satz hätte er nicht sagen dürfen. Nachher war es ihm klar, aber da war es zu spät. Böse hatte Birgit gelacht, so böse wie noch nie. „Genug? Was weißt du denn, was genug ist?“

Seine Selbstgefälligkeit sei das Schlimmste überhaupt. Ob ihm nie der Gedanke gekommen sei, wie sie das hasste? Es klang, als hasste sie ihn.

...